

Gianluca De Candia

**Die Dynamik des Wortes.
Fortwährende Übersetzung als
Prinzip christlicher Überlieferung**

Freiburg i.Br.: Herder 2025, 192 S.
ISBN 978-3-451-02452-8 (Hardback),
978-3-451-83847-7 (PDF)

Dass jede menschliche Kommunikation, ja die menschliche Existenz kulturell und sprachlich geprägt ist, zählt inzwischen zu den Gemeinplätzen eines jeden ernsthaften Versuches, über menschliche Existenz Rechenschaft abzulegen. Ebenso unstrittig ist, dass Kulturen und Sprachen keine unveränderlichen Parameter sind, sondern mehr oder weniger wahrnehmbaren Veränderungen unterworfen sind. Zu ihrer Geschichtlichkeit kommt ein Drittes hinzu: Kulturen und Sprachen stellen oft so unterschiedliche Symbolsysteme dar, dass Übersetzungen zwischen ihnen ausgesprochen schwierig sind. Eine theologisch oder philosophisch gehaltvolle Proposition aus dem Lateinischen ins Chinesische zu übersetzen, dürfte eine nicht leicht zu bewältigende Aufgabe darstellen.

Dieser Aufgabe kann das Christentum als weltumspannende Gemeinschaft glaubender Menschen nicht ausweichen. Und zwar nicht nur, weil es seine Botschaft in unterschiedlichen Kulturen und Sprachen zu Gehör bringen will. Sondern deshalb schon, weil seine historischen Anfänge in den Kulturen des Vorderen Orients kontextuell geprägt sind, zugleich aber als in der Geschichte des Christentums normativ für jede künftige Übersetzung in andere Sprachen und Kulturen gelten. Diesen fundamentalhermeneutischen Zusammenhang kenntnisreich und mit großer Sorgfalt zu reflektieren, unternimmt der Kölner Philosoph Gianluca De Candia (= Verf.) in seinem Buch *Die Dynamik des*

Wortes. Fortwährende Übersetzung als Prinzip christlicher Überlieferung.

Das Buch umfasst 192 Seiten, auf denen die skizzierte Thematik in drei Kapiteln erörtert wird: „Umgangsformen mit Fremdsprachen und -kulturen in der Antike“ (19–66), „Kerygma als Artikulation einer Intensitätserfahrung. Vom epidematischen zum paradigmatischen Übersetzen“ (67–142) und „Im Kanon nichts Neues? Zur Extension des katholischen Traditionsverständnisses“ (143–182). Die drei Kapitel sind durch eine „Einleitung“ (9–17) und einen „Ausblick“ (183–192) gerahmt. Die Anmerkungen finden sich jeweils am Ende der einzelnen Kapitel bzw. der Einleitung und des Ausblicks. Sie sind nicht nur schmückendes Beiwerk, sondern beleuchten mitunter Aspekte der jeweiligen Thematik, auf die im Fließtext aus Gründen sachlicher Kohärenz nicht eingegangen wird.

In der Einleitung werden nicht nur die Inhalte der drei Kapitel angekündigt (12–15), sondern auch die „Leitthese“ des Buches formuliert: „Kontextualisierung und Historisierung sind in Bezug auf die Tradition [des Christentums, D.A.] gelungskompatible Operationen und darüber hinaus eine unerlässliche Voraussetzung dafür, den kontextübersteigenden, zustimmungsfähigen Gehalt aus der Überlieferung überhaupt erst herausarbeiten zu können“ (12). Diese vom Autor selbst als „komplex“ (ebd.) bezeichnete These wird in den drei Kapiteln des Buches facettenreich entfaltet.

Das erste Kapitel liefert einen faszinierenden Einblick in das Sprachverständnis des Alten Orients und der Spätantike. De Candia beweist eine profunde Kenntnis der Frage, wie in den verschiedenen Epochen, Kulturen und religiösen Gemeinschaften das jeweils „Andere“ wahrgenommen wurde, und welches Übersetzungsverständnis daraus hervorgegangen ist. Im Anschluss an Eckhard Nordhofen

betont De Candia mit Blick auf die monotheistischen Religionen eine Dialektik von medial vermittelter Offenbarung und der Transzendenz der Gottheit (46). Dabei betrachtet er die von Nordhoben entwickelte „medientheoretische“ Perspektive einer „privativen Hermeneutik“ als unverzichtbar, erkennt jedoch deren Grenzen an: Sie vermag das genuin Neue der christlichen Theologie nicht ausreichend zu verdeutlichen. Nach De Candia liegt die „schöpferische Konstitutionsleistung christlicher Hermeneutik“ vielmehr darin, dass sie sich durch einen „produktiven, ja schöpferisch-bildenden, d.h. mitgestaltenden Charakter“ auszeichnet, der von einer „Wachstums- und Vervollkommnungsdynamik“ geprägt ist (48f.). Damit ist in einem ersten Schritt der Titel des Buches eingeholt.

Die Ankündigung des zweiten Kapitels als „Herzstück“ (13) des Buches bewährt sich in der Durchführung ohne Abstriche. Einleitend markiert De Candia die Herausforderung, vor der die frühen Christen standen: Eine sie prägende Bedeutsamkeitserfahrung, die sie mit Jesus zu Lebzeiten und nach seiner Auferstehung gemacht hatten, musste glaubwürdig solchen Menschen verkündigt werden, denen Jesus weder je begegnet noch nach seiner Auferstehung erschienen war. Im Anschluss an die Hermeneutik von Frithjof Rodi erblickt De Candia in den Auferstehungszeugnissen der ersten Jünger keine theoretischen Sachverhaltsbeschreibungen, sondern Artikulationen jener Bedeutsamkeit, welche die Erfahrungen des Auferstandenen für die Jünger hatten. Dazu greift der Autor Rodis Vorschlag auf, sprachliche Ausdrücke, in denen Bedeutsamkeit artikuliert wird, „epidigmatisch“ zu nennen (78). Zugleich werden Bedeutsamkeitserfahrungen als „Intensitätserfahrungen“ interpretiert (79f.). Diese wiederum verobjektivieren sich in sog. „Mal-Setzungen“ als „ab-

kürzenden Bündelungen historischer Sachverhalte“ (82) – womit De Candia erneut einen Begriff von Rodi übernimmt. Mit Blick auf das Christentum lässt sich sagen, dass das „Kerygma“ eine solche „Mal-Setzung“ ist, insofern die Botschaft des Evangeliums keine theoretische Information beinhaltet, sondern eine Bedeutsamkeitserfahrung mit Appellcharakter vermitteln will, die für die Hörenden Geltung beansprucht.

Dass Glaubenszeugnisse aus einem epidigmatischen Verstehensprozess hervorgegangen sind, der für die Kirche paradigmatisch wurde (87), liefert die Basis für De Candias hermeneutische Reflexionen in diesem zweiten Teil der Studie. Dabei spielt der wiederum von Rodi im Anschluss an Friedrich Schlegel gewonnene Begriff eines „sympoietischen Interesses“ eine zentrale Rolle: Dieser besagt, dass die Überlieferung nicht einfach passiv rezipiert, sondern aktiv-gestaltend so formuliert wird, dass ihre Bedeutsamkeit auch in veränderten Kontexten erfahrbar wird. Solche Neu-Übersetzungen des Dogmas sind notwendig, um die paradigmatische Bedeutsamkeit des Kerygmas zu wahren. Die Theologie muss deshalb ein Doppeltes leisten: Sie muss je neue „Rück-Übersetzungen“ der dogmatischen Formulierungen in die Dynamik des ursprünglichen Kerygmas liefern, aber auch dessen „Neu-Übersetzungen“ in Verstehenskontexte vollziehen, die sich von jenen zur Entstehungszeit des Kerygmas womöglich grundlegend unterscheiden (89). Aus urteiltstheoretischer Sicht unterscheiden sich diese interpretativen Vollzüge in bestimmende und reflektierende Urteile. Erstere sind, wie es später heißt, „Rück-Übersetzungen“, letztere „Neu-Übersetzungen“ des Kerygmas (168f.).

Die in diesem Zusammenhang unverzichtbaren Analysen des Glaubensaktes werden von De Candia ebenso subtil wie

überzeugend vorgelegt (94). Mit Blick auf den neuerdings vieldiskutierten Begriff der Offenbarung unterbreitet er einen bedenkenswerten Vorschlag, der zwischen der unseligen Alternative einer Reduktion des Glaubensgrundes auf subjektive Interpretationen und einem Beharren auf der „Objektivität“ göttlicher Selbstmitteilung vermitteln soll (91–97). Auch die Kanonbildung kann der Autor im skizzierten hermeneutischen Theorie-rahmen nachvollziehbar rekonstruieren (98–104, 112–118). Und schließlich äußert sich De Candia zur altehrwürdigen Hellenisierungsdebatte, die ja einen Übersetzungsversuch des christlichen Kerygmas par excellence darstellt. Indem er die dogmatischen Entscheidungen der ersten ökumenischen Konzilien als „sympoietische Interpretationen“ und „intersemiotische Übersetzungen“ des neutestamentlichen Kerygmas versteht, gelangt er mit Blick auf die altkirchliche Bekenntnisbildung zu der Schlussfolgerung: „Der Christusglaube ist sich immer ähnlicher geworden, ist immer mehr zu sich selbst gekommen“ (108).

Das dritte Kapitel beleuchtet im Licht der hier angedeuteten hermeneutischen Grundentscheidungen aktuelle Kontroversen im Spannungsfeld von kirchlicher Überlieferung und Innovation. Dabei erweist sich nach De Candia die Treue zur Tradition als „Mut zur Transposition“ (143). Denn die intellektuell unvermeidliche Kontextualisierung und Historisierung dogmatischer Texte relativiert nicht deren Verbindlichkeit. Im Gegenteil: Sie sind „sogar eine unerlässliche Voraussetzung dafür, den kontextübersteigenden, zustimmungsfähigen Gehalt aus dem überlieferten Ideengut überhaupt erst herausarbeiten zu können“ (143f.). Lehramt und Theologie leisten einander dabei aufeinander nicht reduzierbare Dienste (164). Für De Candia stehen die damit angesprochenen komplexen Ver-

hältnisbestimmungen im Spannungsfeld zwischen der vom Lehramt wiederholt eingeschränkten kirchlichen Bindung der Theologie und der von Papst Franziskus ausgesprochenen Ermutigung, mit der kirchlichen Tradition kreativ umzugehen (171). Die hier zu leistende Übersetzungsarbeit muss auch vermeintlich unveränderliche Lehrentscheidungen daraufhin prüfen, ob sie dem ursprünglichen Kerygma als Übersetzung einer Bedeutsamerfahrung noch gerecht werden oder nicht.

Der „Ausblick“ bezieht die vorausgehenden hermeneutischen Überlegungen auf den von Papst Franziskus angestoßenen und von Papst Leo XIV. fortgesetzten weltweiten „Synodalen Prozess“. Innerhalb einer von allen Gesprächspartnern weitgehend geteilten „Sinnganzheit“ wird vermittels kontextueller Akzentsetzungen und praktischer Konsequenzen eine Verständigung gesucht (184). „Der Glaube bleibt aber nicht dadurch derselbe, dass man ihn immer im selben Wortlaut wiederholt, sondern dadurch, dass er als bezogen auf die heutigen Fragen und Nöte des Menschen in Verkündigungsgeschehen je neu ausgesagt wird“ (187). Das ist eigentlich eine theologische Selbstverständlichkeit, vor dem Hintergrund neu aufgeflammter Debatten um den Kurs der katholischen Kirche allerdings hilfreich in Erinnerung zu rufen. De Candias kenntnis- und aspektreiches Buch leistet dazu einen intellektuell herausfordernden und zugleich inspirierenden Beitrag.

Bei einer – zu wünschenden – zweiten Auflage des Buches wäre ein sorgfältiges Lektorat vonnöten, um die nicht wenigen Grammatik- und Orthographiefehler im Text zu tilgen. Auch die Grammatik lateinischer Begriffe müsste überprüft und gegebenenfalls korrigiert werden. Ärgerlich ist, dass im ersten Kapitel die hebräischen Wörter von links nach rechts

geschrieben sind, die Buchstaben also in umgekehrter Reihenfolge gesetzt sind. Auch dieser irritierende Missstand wäre bei einer Neuauflage des Buches zu korrigieren.

All dies kann jedoch nicht davon ablenken, dass De Candia mit seiner *Dynamik des Wortes* einen lesenswerten und anregenden Beitrag zu aktuellen fundamentaltheologischen und kirchenpolitischen Diskursen vorgelegt hat.

Dirk Ansoorge

DOI: 10.35070/ztp.v148i1.4301

Burkhard Liebsch (Hg.)

Grundfragen hermeneutischer Anthropologie. Paul Ricœurs Werk im historischen Kontext. Existenz, Interpretation, Praxis, Geschichte

4 Bde., Baden-Baden: Verlag Karl Alber 2024, 3087 S.

ISBN: 978-3-495-99335-4 (Hardback),
978-3-495-99336-1 (PDF)

Eine hochdifferenzierte Auseinandersetzung mit dem menschlichen Selbstverständnis, wie sie von Paul Ricœur im Angesicht der radikalen Anfragen des 20. Jahrhunderts vorgelegt worden ist, lässt sich nur im Rahmen eines kooperativen Projektes erschließen. Ziel ist es, das umfangreiche Gesamtwerk erstens „auf der Höhe des [...] heutigen Problemstandes systematisch für künftige Diskussionen“ (40) zugänglich zu machen, zweitens die Leistungsfähigkeit und die Grenzen der Ricœurschen Hermeneutik auszuloten und drittens die Topografie dieses umfangreichen Werkes „in dessen historischem und bis heute nachwirken-

den Kontext zu situieren“ (40), indem das Konzept der „*conditio humana*“ als „*conditio historica*“ auf Ricœur selbst angewandt wird.

Die drängende Frage, wie angesichts der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts, eines Verlustes des Vertrauens in die Sprache und einer zunehmenden Sensibilität für die Alterität philosophisches Denken möglich sei (vgl. 88), prägt, wie Burkhard Liebsch in seinem einleitenden Beitrag (57–130) betont, auch den Versuch, ein tragfähiges Fundament für eine gedankliche Topografie dieses Projektes zu entwickeln. Trotz berechtigter Anfragen lasse sich im Werk Ricœurs eine Grundüberzeugung erkennen, der zufolge es „einen inneren und unauflöselichen Zusammenhang zwischen Existenz und Interpretation, Praxis und Geschichte“ (84; vgl. 41, 78) gibt. Als endliche, fragile und verletzbar, aber dabei dennoch auf willentliche Selbstbestimmung angelegte Subjekte gehe es uns in unserem Menschsein nicht allein darum, das Widerfahrene zu verstehen. Das aus der Interpretation gewonnene Selbstverständnis soll seinerseits „*in praktisches Leben eingehen bzw. ‚gelebt‘ werden können*“ (85; Herv. im Original). Ricœurs Lebenswerk könne als Zeugnis für seine konsequente Weigerung gelesen werden, „eine eminent gewaltvolle Geschichte, der kein immanenter Fortschritt [...] innewohnt und die keine Kompensation für äußerste Ungerechtigkeit in Aussicht stellt, sich selbst zu überlassen oder alternativ einer Ethik zu vertrauen“ (121), die sich selbst nicht mehr zutraut, Perspektiven für eine mögliche Zukunft zu entwerfen. Wie sich das menschliche Selbst im Spannungsfeld von Ethik und Geschichte situieren soll, hat „Ricœur Zeit seines Lebens in immer neuen Anläufen zu denken gegeben“ (121).

Einen anderen Ton schlägt der zweite Einleitungsbeitrag (131–198) von Jean